



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Grube, Wilhelm: Briefe aus China

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Gottesdienstnorm aufzuerlegen. Für diesen Unterschied fehlt in den Synoden das Verständnis. So hat die Synodalverfassung den Druck des landeskirchlichen Monopols nur verschärft, die charakterlose Vereinerleung gefördert, daran gewöhnt, ernste Überzeugungsfragen auf dem Wege von Kompromissen oder von Formeln zu lösen, bei denen sich jeder Beteiligte etwas anderes denkt. So segensreich ein Verband aller evangelischen Gemeinden des Staates auf wirtschaftlichem und juristischem Gebiete ist — die besten Früchte der Synodalverfassung sind auf diesem Felde gereift —, so unerträglich ist ein solcher Verband, der sich annaht, seiner rechtlichen Gewalt das innere Leben und dessen Äußerungen zu unterwerfen.

Rudolf Gucken hat einmal für die christliche Religion den schönen Ausdruck geprägt: die charakteristische Religion. Das Landeskirchentum, wie wir es haben, ist der Ausdruck einer charakterlosen Religion. Das ist unsere Not. Unter dem System der monopolistischen obrigkeitlichen Religionspflege ist die Persönlichkeitsreligion zum Einschlafen gekommen. Hin und wieder regt sie sich, wie eine Träumende, dann wird sie von ihren Wärtern mit begütigendem oder unwirksamem Worte wieder zur Ruhe gebracht. Aus Fragen des Gewissens, der Überzeugung, der persönlichen Entscheidung wird Konvention, Handwerk, Zeremonie, beamtenmäßiger Betrieb. Die Religion kommt dabei um ihren Ernst und um ihre Würde. Man läßt sie sich gefallen, über sich ergehen, mehr oder minder willig, mehr oder minder kalt. Das ist die gegenwärtige Lage unserer evangelischen Kirche.



Briefe aus China

Von weiland Professor Dr. Wilhelm Grube-Berlin

An meine Schwester.

Canton, 14. November 1897.

Meine liebe Weinande!

Seit ich Dir zuletzt aus Shanghai schrieb, haben wir wieder so viel Interessantes und Schönes erlebt und gesehen, daß es wirklich schwer hält, Anfang und Ende des Erzählens zu finden.

Nachdem wir noch am letzten Abend in Shanghai uns eine halbe Stunde lang das Ballfest bei dem Taotai angesehen hatten, schifften wir uns am nächsten Morgen in aller Frühe auf der „Sachsen“ vom Norddeutschen Lloyd nach Hongkong ein. Von dem Ball ist nicht viel zu berichten, denn abgesehen von den vielen Chinesen und einigen Chinesinnen, die sich aber natürlich nicht am Tanzen beteiligten, war der Ball ungefähr wie jeder andere. Raum waren wir

hingekommen, als plötzlich Herr v. C., der österreichische Gesandte, der eben aus Peking eingetroffen war, auf uns losgestürzt kam, und nun wurde ein frohes Wiedersehen gefeiert. Er ist ein sehr netter Mann, einfach und gemüthlich und ganz ohne die üblichen diplomatischen Podagra-Mühen.

Die Fahrt von Shanghai nach Hongkong war trotz der großen Hitze doch sehr angenehm und die Reisegeellschaft ganz nett. Unter unseren Mitreisenden befand sich u. a. ein deutscher Kaufmann namens W., der sein Hauptgeschäft in Hongkong, aber außerdem Filialen in Shanghai und Canton hat. Dieser war nun so freundlich, uns eine Empfehlung an seinen hiesigen Vertreter, Herrn P., mitzugeben, bei dem wir jederzeit Geld aufnehmen können. Auf diese Weise brauchten wir nicht gleich die ganze Summe, die wir hier eventuell nötig hätten, in Hongkong aufzunehmen.

Am Freitag Morgen hatten wir das öde Shanghai verlassen und kamen bereits am Sonntag Abend in dem unbeschreiblich schönen Hafen von Hongkong an, der nach Bildern zu urtheilen dem Golf von Neapel ähnlich sein muß. Die Insel, auf der Hongkong liegt, erhebt sich bis zu einer Höhe von 1800 Fuß, und dieser vor fünfzig Jahren noch völlig kahle Felsen mit seinem mörderischen Klima ist jetzt durch die Energie der Engländer in ein wahres Eden umgewandelt worden. Allenthalben herrlicher, bereits an die Nähe der Tropen erinnernder Baumwuchs, wundervolle Parkwege, von denen aus der entzückte Blick über die weite, inselbedeckte See schweift, palastähnliche Häuser, die sich den Berg hinauziehen, und deren prächtigste von Deutschen bewohnt sind. Den Engländern wird nämlich dort auf ihrem eigenen Grund und Boden von den Deutschen eine ganz gefährliche Konkurrenz gemacht, und schon gibt es in Hongkong mehr deutsche Firmen als englische, wie mir Herr W. erzählte.

Wir suchten in Hongkong zunächst den Vizekonsul H. auf, der sehr liebenswürdig war und sich uns von 1½ Uhr ganz zur Verfügung stellte. Es wurde verabredet, daß wir uns oben im Peak-Hotel treffen sollten, wo er wohnt und das durch eine Bahnradbahn mit der Stadt verbunden ist. Das Hotel liegt 200 Fuß unterhalb des Gipfels, und die Aussicht, die man unterwegs vom Wagen aus genießt, ist wirklich entzückend schön. Ich fuhr mit Lilly voraus, um noch den Gipfel erklimmen zu können, der übrigens in der bequemsten Weise auf sanft ansteigenden, schön asphaltierten Wegen erreicht wird. Um 1½ Uhr trafen wir verabredetermaßen mit dem Vizekonsul im Hotel zusammen und machten nach dem Tiffin*) einen wundervollen dreistündigen Spaziergang mit ihm.

Es lag mir sehr viel daran, meinen alten Freund A., der früher Lehrer am Berliner Orientalischen Seminar gewesen ist, wiederzusehen, und da mir niemand seine Adresse angeben konnte, entschlossen wir uns, uns noch am Abend nach dem Findelhause der Berliner Frauenmission tragen zu lassen, denn da A. Protestant ist, hoffte ich, dort allenfalls Auskunft zu erhalten. Zum Glück

*) Frühstück.

murden meine Erwartungen hier nicht getäuscht. Pastor N., der dortige Missionar, hatte zufällig gehört, daß an jenem Abend gerade eine Versammlung in der nahegelegenen chinesischen Kirche stattfand, und meinte, daß No höchstwahrscheinlich dort sein werde. So gingen wir denn, vom Pastor geleitet, dorthin, und richtig: der erste, den wir sahen, war Freund No! Seine Freude, als er mich plötzlich vor sich sah, war wirklich rührend. Er ist augenblicklich bei einem Beamten der englischen Regierung, Mr. Lockhart, in Hongkong angestellt und erzählte mir, wie Mr. Lockhart schon seit Monaten täglich die Schiffslisten durchsehe, in der Hoffnung, ihm daraus meine Ankunft mitteilen zu können. Er hatte nämlich durch den Berliner chinesischen Lehrer Hsüeh von meinen Reiseplänen gehört. Da wir nun bereits am nächsten Morgen nach Canton fahren wollten, beredete ich ihn sehr, sich doch für ein paar Tage beurlauben zu lassen und auch hinzukommen, was er mir auch zu versuchen versprach.

Die Kirche, in der wir No trafen, besteht aus einer selbständigen chinesischen Gemeinde und wird von chinesischen Geistlichen geleitet. Wir lernten dort auch Nos Schwiegersohn kennen, einen ungemein sympathisch aussehenden jungen Mann, der an einem englischen Hospital in Hongkong als Arzt angestellt ist und vollkommen fließend englisch spricht.

Das Personal der Berliner Mission besteht aus dem Pastor und einigen Damen, die während wir dort waren, der Reihe nach auf der Bildfläche erschienen. Es mögen ja alles gute und brave Menschen sein, aber es scheint wirklich, als wäre nach protestantischer Auffassung Geschmacklosigkeit und Nachlässigkeit in der Kleidung der einzig würdige Ausdruck wahrer Frömmigkeit. Warum können denn diese Damen nicht ebenso wie die katholischen Schwestern eine einfach würdige schwarze Ordenstracht anlegen? Müssen sie durchaus wie stellenlose Köchinnen aussehen, um Gott wohlgefällig zu erscheinen? Ihrem Bildungsstande schien freilich die äußere Erscheinung zu entsprechen.

Am Dienstag Morgen um 8 Uhr verließen wir Hongkong und kamen bereits um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr hier an. Die Fahrt durch den Hafen und auf dem Perlenfluß ist hübsch und abwechslungsreich. Schon eine Stunde bevor man Canton erreicht, sieht man in der Ferne die fünfstöckige Pagode und die gotischen Türme der katholischen Kathedrale — letztere zu dieser Umgebung passend wie die Faust aufs Auge. Je mehr man sich der Stadt nähert, um so lebhafter gestaltet sich das Leben auf dem Flusse, der von zahllosen Booten und Dschunken aller Arten und Größen bedeckt ist. Unter anderem sahen wir auch jene ganz eigentümlichen Radboote — stern-wheel-boats nennen sie die Engländer —, die nur hier vorkommen, und wie der Name besagt, an ihrem Hinterteil mit einem Rad versehen sind, das aber nicht durch Dampf-, sondern Muskelkraft, nämlich durch Treten, in Bewegung gesetzt wird. Vom Dampfschiff aus wurden wir auf einem der zahllosen kleinen Boote an Land gebracht. Die „Bemannung“ dieser Boote besteht zumeist aus Weibern und Kindern, die sich mit fabelhafter Gewandtheit und Flinkheit den Weg durch das Gewirr von Booten zu bahnen

wissen. Der Teil der Bevölkerung, der ganz auf Booten auf dem Flusse lebt, wird auf etwa dreihunderttausend Seelen geschätzt. Die Männer sind meist als Kulis in der Stadt beschäftigt.

Der Konsul K., Schwiegersohn von Jul. Eckardt, ist noch nicht aus Japan zurück und wird einstweilen durch seinen Dolmetscher Herrn L. vertreten, dem wir also gleich unseren Besuch machten, ohne ihn jedoch zu treffen. Nach Hause zurückgekehrt, empfingen wir den Besuch des Herrn B., eines noch sehr jugendlichen Herrn, der mich in seinem Äußeren sehr an Adolphe Georges erinnert. Er war so liebenswürdig, uns gleich zu demselben Tage zu sich zu bitten. Dann unternahmen wir einen höchst interessanten Ausflug in die Stadt, von dessen Eindrücken wir ganz berauscht zurückkamen. Für den nächsten Tag erbot sich Herr L. eine größere Rundtour durch die Stadt mit uns zu unternehmen, aus der jedoch nichts wurde, weil Mo sich freudestrahlend am nächsten Morgen einstellte: er hatte den erbetenen Urlaub von drei Tagen erhalten. So machten wir mit Herrn L. nur eine kleine Ausfahrt nach dem nahegelegenen buddhistischen Kloster Hai-kuang-sse. Von dort zurückgekehrt, wurden wir von Herrn Mo und einem chinesischen Lehrer abgeholt, um das Kwang-ya-yuen zu besichtigen. Es ist dies eine Art freier Hochschule, die von dem ehemaligen Vizekönig Chang Chi-t'ung, einem der größten Gelehrten Chinas, vor einigen Jahren gegründet worden ist, um jungen Gelehrten, die die erste der drei Staatsprüfungen bestanden haben, die Möglichkeit zu gewähren, kostenfrei ihre Studien fortzusetzen. Das großartige Institut besteht aus einer ganzen Anzahl von schönen Gebäuden, die in einer prächtigen Parkanlage in chinesischem Geschmack verstreut liegen und einen ungeheuren Flächenraum einnehmen. Da ist u. a. eine große nach vorn offene Halle, wo die Vorträge gehalten werden, die sich übrigens ausschließlich auf Geschichte und Literatur Chinas beziehen. Ein anderes großes Gebäude enthält die ungemein reiche Bibliothek, die den Studierenden ganz zur Verfügung gestellt ist. Als die dort arbeitenden Studenten sahen, daß ich etwas von der Sache verstehe, kamen sie herbei und zeigten mir mit dem freundlichsten Entgegenkommen all' die Schätze, die hier aufgespeichert sind. Die Professoren leben ganz in dem Institut, desgleichen ist da ein ganzer Gebäudekomplex, der die Wohnräume der ungefähr zweihundert Studierenden enthält. Jeder der jungen Leute bewohnt einen hohen luftigen Raum, der einfach, aber doch mit allem Erforderlichen ausgestattet ist. An das Arbeitszimmer schließt sich hinten ein alkovenartiges Schlafgemach an. Wir besuchten einen Studenten in seiner „Bude“, die einen sehr sauberen und netten Eindruck machte und jedem deutschen Musesohne alle Ehre machen würde.

Am Abend dieses Tages (Mittwoch, den 10.) waren wir bei L. zu Tische, wo wir u. a. den Inhaber der bedeutendsten deutschen Firma in Canton, Herrn B., einen Verwandten von St. und B., kennen lernten. Er gehört zu den sehr wenigen deutschen Kaufleuten in China, die Interesse und Verständnis für das Land, in dem sie leben, haben. Seine Frau ist eine reizende junge Amerikanerin,

die recht gut deutsch spricht. Sie machten uns tags darauf einen Besuch und luden uns zu gestern (Sonntag) Mittag ein.

Am Donnerstag Vormittag besichtigten wir den Tempel des Pal-tai (des Gottes des Polarsterns) und das Gildehaus der Swatauer Kaufleute, zwei herrliche Gebäude, mit so herrlichem Schnitzwerk, wie ich noch nie und nirgends etwas ähnliches gesehen habe. Von da besuchten wir den berühmten Hinrichtungsplatz, wo so viele Hinrichtungen vollzogen worden sind und noch vollzogen werden, daß er vielleicht in der ganzen Welt keinen Rivalen hat. Für gewöhnlich sind dort Töpler bei der Arbeit, die ihre Waren nur beiseite zu rücken brauchen, so oft dort eine Exekution stattfindet. Wir hatten die Freude, den Herrn Scharfgerichtsrat oder Henker kennen zu lernen, einen jovial dreinblickenden, behäbigen Mann, dem ich zu verstehen gab, daß ich seine Dienste fürs erste noch nicht in Anspruch nehmen wolle. Er prüfte meinen Nacken kritisch und lächelte dabei verständnisinnig.

Nachdem wir dem Nichtheil auf diese Weise glücklich entronnen waren, ließen wir uns nach der geistigen Nichtstätte tragen, nach der großen Examinationshalle, wo alle drei Jahre die zweite der drei großen Staatsprüfungen abgehalten wird. Die zwölftausend Zellen, in denen die unglücklichen Kandidaten ihre Klausurarbeiten zu machen haben, sind in parallelaufenden Reihen untergebracht. Jede Zelle ist ungefähr $1\frac{1}{2}$ Meter tief und 1 Meter breit und nach vorn offen, auf einen schmalen Gang mündend, der die eine Reihe von der anderen trennt. Die ganze Ausstattung besteht aus einem Sitzbrett und einem Schreibbrett, beide von Wand zu Wand gehend, so daß der Schwergedrückte sich buchstäblich nicht rühren kann. Das Brett vor dem Kopfe wird, falls nicht vorhanden, symbolisch durch die Mauer ersetzt, die zugleich die Rückwand der vorderen Zellenreihe bildet.

Am Nachmittag holte uns Ho zu einem Spaziergang durch die Stadt ab und führte uns u. a. zu einem seiner Freunde, der dort als Porträtmaler und Photograph tätig ist. In seiner ersteren Eigenschaft leistet er so hervorragendes, daß ich mir gern eine Reihe seiner Porträtköpfe gekauft hätte. Leider waren sie jedoch nicht käuflich, aber Herr Li, so heißt der Künstler, war so freundlich, mir einen davon zu schenken. Darauf bewirtete er uns mit Tee, und schließlich ließen wir uns zu dritt photographieren, wofür er erst nach langem Zureden meinerseits Bezahlung annahm. Er ist ein prächtiger alter Mann mit einem Charakterkopf und drei Frauen und — notabene — Christ dabei. Die protestantischen Missionare drücken nämlich in diesem Punkte bisweilen ein Auge zu, um einen „mehrfach verheirateten“ Mann nicht in die Lage zu bringen, seine Frauen auszustoßen, um Christ zu werden. Man mag darüber denken wie man will. Die Katholiken lassen unter keiner Bedingung Polygamie zu. Welches Verfahren das richtigere ist, darüber läßt sich, wie gesagt, streiten.

Zu 7 Uhr hatte uns Ho auf ein sogenanntes Blumenboot gebeten, wo er uns mit einem opulenten chinesischen Diner regalierte und an dem sich noch drei

Freunde von ihm beteiligten, darunter der erwähnte Porträtmaler Li und noch ein anderer Herr Li, der uns im reinsten Schweizer Deutsch anredete. Hätten wir nicht gewußt, daß er Chinese ist, so hätten wir ihn unbedingt für einen ehrsamem Bürger der Stadt Basel halten müssen — trotz Zopf und chinesischer Gewandung. Besagter Herr hat nämlich von seinem siebzehnten bis zu seinem vierundzwanzigsten Jahre auf der Baseler Missionschule studiert und ist jetzt bereits seit achtzehn Jahren in seiner Heimat als Prediger und Missionar tätig. Zum Glück ist er bei all seiner Frömmigkeit nicht im geringsten mückerhaft und einseitig. Er und No erzählten mir von einer hochinteressanten geistigen Bewegung, die hier augenblicklich im Schwange ist und deren Seele — erschrick nicht! — ebenfalls ein gewisser Herr Li ist, der aber mit seinen beiden erwähnten Namensvettern nichts als den Namen gemein hat. Es handelt sich um nichts geringeres als um die Gründung einer wissenschaftlichen chinesischen Zeitschrift, der ersten dieser Art, die sich speziell an die Gelehrten wenden soll, um sie mit den Resultaten der europäischen Wissenschaft bekannt zu machen. Zugleich soll sie aber Originalartikel wissenschaftlichen und literarischen Inhalts bringen. Das erforderliche Kapital hat nun besagter Herr Li zur Verfügung gestellt. Dieser Li ist ein noch junger Mann von einigen zwanzig Jahren, der aber bereits das zweite Staatsexamen bestanden hat und im nächsten Frühjahr nach Peking gehen will, um sich dort der letzten und höchsten Prüfung zu unterziehen. Sein verstorbener Vater war Präsekt von Tientfin, und er ist als einziger Sohn alleiniger Erbe des ungeheuren Vermögens, das er nun in der hochherzigsten Weise und mit fürstlicher Freigebigkeit in den Dienst der geistigen Aufklärung seines Vaterlandes stellt. Er besitzt eine großartige Bibliothek, die er eben durch Neuanschaffungen im Betrage von 20 000 Dollars = 40 000 Mark vervollständigt hat. Für diese Bibliothek hat er außerhalb der Stadt ein Grundstück erworben, wo er ein massives, feuersicheres Gebäude errichten läßt. Und das Ganze stellt er dem Staate zur Verfügung unter der Bedingung, daß die Bibliothek jedermann zugänglich sei! — Er hatte durch No und den Pastor Li (er selbst ist nicht Christ, sympathisiert aber mit der europäischen christlichen Kultur) von meinem Hiersein gehört und ließ mir sagen, daß er den dringenden Wunsch habe, mich kennen zu lernen. Zugleich ließ er anfragen, ob er uns ein Diner anbieten dürfe und zwar im Hause der Berliner Mission bei dem Pastor R., da er es nicht wagen dürfe, uns bei sich aufzunehmen. Das war nun wieder echt chinesisch: da sich Damen nicht mit Herren zugleich an einem Diner beteiligen dürfen, so hätte er Lilly nicht mitbitten können, und um aus diesem Dilemma herauszukommen, verlegte er das Diner in ein europäisches Haus. Ich nahm das Anerbieten natürlich mit Dank an und erhielt daraufhin am nächsten Tage eine feierliche chinesische Einladung, die an uns beide adressiert war.

Ein so reges geistiges Leben, einen so frischen Idealismus hatte ich hier nicht im entferntesten erwartet. Ich war ganz ergriffen von allem, was ich gehört

hatte, und rief ganz begeistert: „Canton hat es mir angetan, hier möchte ich bleiben!“

Raum hatte ich diese Worte gesprochen, als der Pastor Li sofort erklärte: „Herr Professor, wenn das Ihr Ernst ist und Sie den Entschluß fassen sollten, so verspreche ich Ihnen, daß wir hier sofort eine Universität gründen! Das Geld ist bereit, davon ist mehr als genügend vorhanden, uns fehlen nur die Kräfte — aber wenn wir Sie haben, macht sich alles übrige von selbst!“

Ja — wenn ich nur könnte! Aber zwei Dinge machen es mir unmöglich: Du und das Klima. Es ist hier augenblicklich noch so glühend heiß, wie bei uns in Berlin nur in den heißesten Julitagen, es wäre also nicht daran zu denken, daß Du herkämfst, und auch ich selbst könnte es hier wohl kaum auf die Dauer aushalten — Villy noch eher.

Aber nun muß ich Dir ja noch über das Diner selbst berichten. Das hübsch eingerichtete Blumenboot enthielt zwei Räume. In dem ersten stand der Tisch mit dem Imbiß, in dem hinteren Raum die eigentliche Mittagstafel. Die Gäste bestanden aus Pastor Li, dem Porträtmaler Li, dessen Gehilfen und uns.

16. XI. Zum Imbiß gab es Tee, warme Mandelmilch, die wie Suppe mit Löffeln gegessen wurde, Persimmon*), Drangen, Melonenkerne, Wassernüsse, Marmelade und Zuckerrohr, aus dem nur der Saft herausgesaugt wird. Das Diner selbst bestand aus einer Legion von Gängen, zwischen denen die Diener von Zeit zu Zeit mit warmem Wasser angefeuchtete kleine Handtücher herumreichten, mit denen man sich den Schweiß abwischte — ein Genuß, dem sich nur die Chinesen hingaben, die sich auch hin und wieder die Wasserpfeife reichen ließen, um einen oder zwei Züge daraus zu tun. Der Gerichte gab es, wie gesagt, so viele, daß ich weder im Magen noch im Kopfe für alle Platz finden konnte. Hier einige davon: Huhn in verschiedener Art zubereitet, Froschkeulen, Haifischflossen, Nudeln, Kürbis mit Schinkenschnitten darin, Schweinemagen, Ente (gebraten und gekocht), Fischsuppe, Hühnersuppe, Taschenkrebse, Süßigkeiten usw., und zum Schluß Reis. Es wurde eifrig Morra gespielt, und wer verlor, mußte sein winziges Weinschälchen auf einen Zug pro poena leeren, was eine ganz angenehme Strafe ist, denn der chinesische Wein schmeckt sehr gut.

Am darauffolgenden Tage unternahmen wir vormittags, wie gewöhnlich, einen Streifzug durch die Stadt und machten am Nachmittage unseren Besuch bei dem reichen Mäcen Herrn Li. Er ist ein reizender Mensch von äußerst sympathischem Aussehen, sein Wesen vornehm und bescheiden zugleich. Der Etikette gemäß standen wir, an der rechten Wand des Empfangszimmers, als er hereinkam, worauf er uns nötigte, die beiden Ehrenplätze an der Rückwand einzunehmen, Wo und Pastor Li saßen als die im Range folgenden Gäste an der linken Wand, und er selbst nahm den letzten Sessel an der rechten Wand als den niedrigsten Platz ein. Nachdem ein wenig Konversation gemacht worden

*) Dattelpflaume.

war, führte uns Herr Li in seine prachtvolle Bibliothek, die in einem anderen, auf der gegenüberliegenden Seite der Straße gelegenen Hause untergebracht ist. Schließlich verabschiedeten wir uns, um noch einige Tempel zu besichtigen, darunter den berühmten Tempel der fünfhundert Lohans, in dem fünfhundert lebensgroße vergoldete Statuen dieser buddhistischen Patriarchen aufgestellt sind. Einer von ihnen soll ein Bildnis des Marco Polo sein.

Schließlich ließen wir uns in das Berliner Missionshaus tragen, wo Herr Li uns bereits in einem schönen Gewande aus weißem Atlas erwartete. Die Gäste waren außer dem Missionar K. und seiner Frau, die für diesen Zweck ihre Wohnung hergegeben hatten, die Missionare B. und N., ersterer mit Frau, Mo, Pastor Li, der Redakteur der erwähnten chinesischen Zeitschrift, die unter der Ägide unseres Gastgebers erscheinen soll (natürlich ein Chinese, sehr intelligent, den Namen habe ich nicht behalten), und ein chinesischer Missionslehrer. Das Diner war eine vermehrte und verbesserte Auflage des vorigen. Es gab u. a. noch Vogelnestersuppe, Lotoskerne und Bambusschößlinge, die sehr zart schmeckten. Ich bemerkte dabei, daß der Bambus auf der Zunge leichter zu ertragen sei als auf dem Rücken — ein Kalauer, der von den Chinesen sehr goutiert wurde. Gegen 8 Uhr brach man auf, und unser freundlicher Gastgeber brachte uns in seinem reizend eingerichteten Boote ins Hotel zurück, wo die vier Herren (der Gastgeber Li, der Pastor Li, der Redakteur und Mo) noch eine Tasse Tee mit uns tranken. Das war der gemütlichste Teil des Abends, denn nun brauchte man nicht mehr im Schweiße seines Angesichts mit Gßstäbchen zu turnen und konnte sich in zwangloser Unterhaltung über allerlei, meist wissenschaftliche, Fragen aussprechen. . . .

(Frühere „Briefe aus China“ sind in den Hefen 45, 46, 47 erschienen. Weitere Briefe werden folgen. Die Schriftlgt.)



Die jugendlichen Angeklagten und ihre sittliche Reise

Von Dr. med. Max Levy-Suhl in Berlin-Wilmersdorf



ie Tagespresse, genötigt, die unbedeutenden, typisch sich wiederholenden Ereignisse aus ihrem Stoffe auszuschalten, hat in weiten Kreisen die Meinung aufkommen lassen, als ob es sich bei jugendlichen Angeklagten meist um früh verdorbene, besonders dreiste oder raffinierte Individuen handele, die mit ihren verbrecherischen Unternehmungen eine Gefahr für die Öffentlichkeit bildeten. In Wirklichkeit sind es fast nur jene seltenen, vor den Strafkammern zur Aburteilung gelangenden Taten einzelner besonders gearteter Jugendlichen oder auch wohl einer unter solcher Führerschaft entstandenen Bande, welche zu den auffeherregenden Berichten